

„Ich habe Frankreich Napoleon gegeben“ / Sammlung von Briefen von Napoleons Mutter Letitia — Ein Welt-schicksal in den Briefen einer Frau

Von den Frauen, die sich in der Umgebung Napoleons befanden, war seine Mutter, Letitia Bonaparte, oder Madame Mère, wie ihr historischer Titel war, die bedeutendste. Zwar hat sie selbst kaum irgendwie Einfluß auf die politischen Entscheidungen ihres Sohnes gehabt, aber sie war groß in ihrem Charakter, in ihrer Mütterlichkeit.

Viel ist über diese Frau schon geschrieben worden. Keine Biographie über Napoleon kann sie ganz übersehen, aber auch in Monographien fehlt es nicht. Eine interessante Bereicherung stellt die Zusammenstellung von Briefen dar, die Letitia Bonaparte geschrieben hat und die Pietro Miscolati zugleich mit einer Biographie Letitias von Octave Aubry im Verlag Eugen Rentsch, Leipzig, herausgegeben hat.

Enthalten sind nicht alle Briefe, die Frau Letitia an ihre Kinder gerichtet hat und deren Zahl sehr groß ist. Es fehlen sogar sehr wichtige. Immerhin zeigt diese Sammlung, wie diese Frau in den schwierigsten Situationen nie den klaren Blick verlor und wie sie auch die Fülle des Glückes nie aus ihrer bescheidenen Zurückgezogenheit herausreißen konnte. Selten ist eine Frau mit der Größe des Unglücks an Charakterstärke mehr gemacht als sie.

Mutter und Sohn

Da finden wir zunächst einen Brief, den sie an Napoleon schreibt, als er noch in Brüssel die Kadettenanstalt besuchte. „Du bist dasjenige meiner Kinder, das ich am meisten liebe, aber wenn ich jemals noch einen ähnlichen Brief von Dir erhalten sollte, werde ich mich nicht mehr mit Napoleon abgeben. Wann hast Du, junger Mensch, je gehört, daß ein Sohn, in welcher Lage er sich auch befinden möge, so an seinen Vater schreibt, wie Du es getan hast. Wenn er Deinen Brief gelesen hätte, dann wäre er, nach einer solchen Beleidigung, augenblicklich nach Brüssel gereist, um den frechen und strafbaren Jungen zu züchtigen.“ Diese Sprache läßt an Deutlichkeit nichts zu wünschen. Dabei ging es der Mutter Letitia nicht darum, ihre Kinder möglichst zu bevormunden, sondern sie wollte es nicht zulassen, daß sich in ihre Charaktere Eigenschaften mischten, die man nicht als Tugenden ansprechen konnte. Diesen starken Willen, den Schwierigkeiten nicht auszuweichen, wenn es die Stunde erfordert, hat der Sohn von seiner Mutter geerbt. Stets war Napoleon um die Mitglieder seiner Familie besorgt, wie auch seine Mutter ihre ganze Liebe immer wieder ihren Kindern zuwandte.

Letitia in ihrem Alltag

Dann gibt es Briefe, die zeigen, wie die Mutter auch mit weltwirtschaftlichen Sorgen zu kämpfen hatte. Die Briefe an den Gouverneur wegen der Maulbeerbäume sind im Stil klar und bestimmt, aber höflich. Es scheint nicht ganz einfach gewesen zu sein, den Gouverneur zur Auszahlung des Geldes für die gelieferten Bäume zu veranlassen.

In jenen Jahren, als Napoleon dem Höhepunkt seiner Macht sich nähert, macht ihr das immer wieder getriebene Verhältnis ihres Sohnes Lucien zu seinem kaiserlichen Bruder große Sorge. „Du weißt“, schreibt sie an Lucien, „daß ich nicht eher Ruhe finden werde, bis diese Verbindung zustande gekommen ist. Es ist Deine Mutter, die Dich darum bittet. Begonnen zu haben, ist nicht alles, man muß das Werk vollenden.“

Die Mutter des Kaisers

Im Mai 1806 schreibt sie an Napoleon, den sie stets mit „Sire!“ anpricht: „In meinem Alter und in meiner Stellung kann ich keine ehrgeligen Ansprüche mehr haben. Aber meine Freuden beruhen im Glück der Meinen. Mein Titel als Mutter des Kaisers ist so ehrenvoll, mein Platz an Ihrer Seite ist in meinen Augen ebenso herorragend wie er meinem Herzen teuer ist. Ich habe nur einen Wunsch zu äußern: lange noch der Zeuge Ihres Ruhmes und Ihres Glückes zu sein. Ich muß aber im Kaiserreich mit der Würde ausgestattet sein, die meinem Range entspricht. Es ist weniger für mich als für Sie selbst, daß ich das wünsche. Denn die Mutter Eurer Majestät muß von den Vätern ebenso geehrt werden, wie sie von Ihnen selbst geehrt wird, und Sie wissen, was in der öffentlichen Meinung der höhere Glanz dem Titel, ja sogar den persönlichen Eigenschaften hinzusetzt. Ich würde schlecht repräsentieren, wenn meine Lebenshaltung nicht mindestens auf der gleichen Höhe wäre, wie die der anderen Mitglieder der kaiserlichen Familie. Eine bloße Pension, die nicht durch eine gefällig festgelegte Urkunde bestimmt ist, wäre kein Rechtstitel. Ich erkläre Ihnen, Sire, daß ich zu keiner Zeit und unter keinen Umständen von Ihrem Willen allein abhängen möchte.“

Es ist erstaunlich, wie rasch die Mutter Napoleons sich in ihre neue Position hineingefunden hat. Sie weiß genau, daß der Sohn, der über die halbe Welt gebietet, ihr auch ein offenes Wort niemals verübeln wird.

Eine harte Zumutung

Wieder kommt es wegen ihres Sohnes Lucien zu einem Konflikt. Während Napoleon für ihn eine große Verbindung gewünscht hatte, heiratet er Frau Joubertin, die Witwe eines Bankiers. Napoleon beschwört seinen Bruder, diese Ehe wieder zu lösen. Aber Lucien bleibt fest. Bei ihrer grenzenlosen Verehrung ihres Sohnes kann man sich nicht mehr wundern, daß auch Letitia sich für die Trennung einsetzt. Sie schreibt an ihre Schwiegertochter Alexandrine Joubertin am 10. März 1810:

„Der Kaiser will Ihre Scheidung; es hängt von Ihnen ab, daß Lucien sich dazu entschließt, oder, im Falle er es verweigern sollte, müssen Sie selbst sie verlangen. Nehmen Sie schließlich auch etwas Rücksicht auf eine Mutter, die es in allen Zeiten verstanden hat, für ihre Kinder Opfer zu bringen.“ Wo es um den Glanz Napoleons geht, da läßt, wie man sieht, selbst diese sonst so nüchtern denkende Frau alle anderen Rücksichten in den Hintergrund treten.

Nach dem Sturz

Geradezu erschütternd aber sind die Briefe, die Madame Mère schreibt, als Napoleons Stern gesunken war und es sich darum handelte, das Los des Gefangenen auf St. Helena zu mildern. Von Rom aus richtet sie einen flammenden Protest gegen die englische Regierung: „Man möge eine Mutter nicht mit so törichter Härte verhindern, an ihren Sohn zu schreiben. O, daß mein Sohn mich eher tot glaubte, als daß er jemals an meiner Liebe zweifelte!“

Im August 1818 schreibt sie schließlich jenen historischen Brief an die drei verbündeten Monarchen in Wien, der eines der erschütterndsten Dokumente der Weltgeschichte darstellt: „Eine Mutter, die tief gebeugt ist als sich ausdrücken läßt, hoffte seit langem, daß die Zusammenkunft Ihrer Kaiserlichen und Königlich Majestäten ihr das Glück wiedergeben werde. Es ist unmöglich, daß die anzuwendende Gefangenschaft Kaiser Napoleons von Ihnen nicht zum Anlaß eines Gesprüches genommen und wird und daß Ihre Seelengröße, Ihre Macht und Erinnerung an die früheren Ereignisse Ihrer Kaiserlichen und Königlich Majestäten nicht dazu bewegen sollten, sich um Befreiung eines Fürsten zu bemühen, an dem Sie solchen Anteil genommen und dem Sie sogar Freundschaft entgegengebracht

haben. Sire, ich bin Mutter, und das Leben meines Sohnes ist mir teurer als mein eigenes. Ich flehe zu Gott und flehe zu Ihnen, die Seine Stellvertreter auf Erden sind. Die Staatsinteressen haben ihre Grenzen, und die Menschheit, welche die Unsterblichkeit verleiht, verehrt über alles den Großmut der Sieger.“

Dem Brief war kein Erfolg beschieden. Napoleon bleibt auf St. Helena dem Untergang preisgegeben. In ihrer Verzweiflung wendet sich Frau Letitia an die Kaiserin Marie Luise, die zweite Gemahlin Napoleons. Im Juli 1821 schreibt sie unter anderem: „Versuchen Sie alles, was in Ihrer Macht steht. Trotz aller Politik haben Sie ein Recht dazu sich zu bemühen zu lassen, und die mächtigen Fürsten haben sich wohl die Mittel, ihn in Europa bewachen zu lassen, in einem Klima, das nicht so mörderisch ist wie das in Saint Helena.“ Von der ganzen Umgebung Napoleons hat kaum jemand eine klügerere Rolle gespielt als die zweite Frau Napoleons, die ihren Gemahl schnell vergessen hatte und nicht das geringste für die Viderung seiner Lage tat.

Als schließlich die Nachricht vom Tode Napoleons in Rom eintrifft, verlangt sie von den Engländern die Herausgabe des Leichnams ihres Sohnes: „Die Mutter des Kaisers Napoleon ersucht seine Feinde um die Herausgabe der sterblichen Überreste ihres Sohnes. Selbst in den ältesten Zeiten bei den wildesten Barbaren ging der Haß nicht über das Grab hinaus. Ich bitte um die Leiche meines Sohnes, niemand hat mehr Anrecht darauf als seine Mutter. Mein Sohn bedarf keiner Ehren mehr, sein Name ist ihm Ruhmes genug. Ferne vom Getümmel der Welt und ihrem Lärm haben meine Hände ihm in einer schlichten Kapelle ein Grab bereitet. Ich habe Frankreich, ich habe der Welt Napoleon gegeben. Im Namen Gottes, im Namen aller Mütter flehe ich Sie an, Mord, mir die Überreste meines Sohnes nicht zu verweigern.“

Die vom Schmerz tief gebeugte Mutter, deren heroische Sprache von napoleonischer Größe ist, erhält auch auf dieses Schreiben keine Antwort. England ist groß, wenn es gilt fremde Völker unter seine Herrschaft zu bringen, es ist groß, wenn es gilt, anderen Völkern Moral zu predigen, es war aber doch so klein, daß es in seinem Haß gegen seinen einstigen großen Gegner es nicht zuließ, daß eine Mutter ihrem Sohn die letzten Ehren erwies.

Wem gehört der Weihnachtsbaum?

Zur fest- und Brauchgeschichte von Weihnachten

Der Weihnachtsbaum, der vor einem Menschenalter noch unumstrittenes Einbild eines zugleich christlichen und deutschen Festes war, hat es sich in den letzten Jahren gefallen lassen müssen, zu einem Gegenstand des Streites für Ueberlieferung von zwei Seiten gemacht zu werden. Wenn man aber die Geschichte des immergrünen Lichterbaumes einigermaßen kennt, wird man leicht einsehen, daß weder die Christen allein noch die Deutschen allein den Baum der Weihnachtsfeier zu dem gemacht haben, was er dem Gemüt des deutschen Volkes bedeutet. Wie es ein Anachronismus war, daß Viktor von Scheffel in seinem „Ehehard“ zu einem Weihnachtsbaum des 10. Jahrhunderts auf dem Hohentwiel schon einen Weihnachtsbaum mit Lichtern anzubringen ließ, und wie es ein Anachronismus war, daß 1845 der Maler Schwanthaler ein weitverbreitetes Bild malte, das bereits Luther bei häuslicher Weihnachtsfeier unter dem Christbaum zeigte, so sind auch die vielfachen Behauptungen jener Volkskundler Anachronismen, die den Weihnachtsbaum schon in der germanischen Vorzeit bräuchlich sein lassen. Wenn wir die Entstehungsgeschichte des Christbaums in seiner heute üblichen Gestalt sein mag und wie lange es gedauert haben mag, bis die verschiedensten Einzelsätze in Glauben und Brauch zu der heutigen Einheit zusammenwachsen, — das eine steht jedenfalls für die befremdend volkswidrige Forschung fest, daß dieses Zusammenwachsen von Einzelbehörden zum Brauchtum des Weihnachtsbaumes erst in der christlichen Zeit unseres Volkes stattgefunden hat und die Verbreitung dieses Brauchstums über ganz Deutschland ein sich als christlich bezeichnendes Volk zum Träger hatte. Wenn man überhaupt die Frage stellen will, wem der Weihnachtsbaum rechtens gehört, dann ist die Frage nach dem Träger des Brauchstums die einzig entscheidende. Er ist nicht ursprüngliches Brauchtum der christlichen Kirche, sondern des christlichen deutschen Hauses; er ist aber auch nicht ursprüngliches Brauchtum des heidnischen Germanentums, sondern des christlichen Deutschtums. Infolgedessen ist es gar nicht nötig, daß etwa Italiener und Spanier Sinn für den Weihnachtsbaum haben; es wäre aber auch nicht begründet, wenn man den christlichen Deutschen einen wollte, daß sie als Christen keinen Anteil an der Sinnfülle dieses Brauchstums hätten und nur unter Abhebung von ihrem Christentum, lediglich als Menschen germanischen Blutes sich seiner freuen dürften.

Die einzelnen Bräuche, die zum Brauchtum des Weihnachtsbaumes zusammenwachsen, gehen vielfach in die vorchristliche Vergangenheit unseres Volkes zurück. In den zwölf geheimnisvollen Nächten aus die Winterfönnevwende, vom 25. Dezember bis 6. Januar, glaubte man allerlei Schädlinge lebendig, und in christlicher Zeit beschränkte man, daß gerade in den Nächten, in denen ein junges Jahr unter dem Schutze des Hellsandes beginnen wollte, der Teufel und seine Helfer besonders auf die Schädigung der Christen aus seien. Dem üblichen Weihen der Schädlinge wollte man mit den verschiedensten Abwehrmitteln begegnen: „Dabei steht die unheilshenkende Kraft des Lichtes in allen deutschen Ländern in ähnlicher gleicher Bedeutung. Im deutschen Osten und in Norwegen wickelt sie zusammen mit Lärmen, Schreien und Glockenläuten. Im Südwesten dagegen, im Elsaß, und in der Pfalz, und zwar wie

es scheint, ursprünglich nur dort, tritt daneben auch der Gebrauch der Grünzweige mehr in den Vordergrund. Die Volkssitte ist nun in der weihnachtlichen Verwendung des volkstümlichen Gespinnsterkühnes zweierlei nicht ganz gleiche Wege gegangen. Da, wo die Entwicklung in erster Linie vom Wintergrün ausging, führte sie zum Weihnachtsbaum, dann zum Schmuckbaum und endlich zum Lichterbaum. Im Osten und Norden aber knüpft die Formgestaltung zunächst an den Gebrauch des Lichtes, und sie führt demnach zum Weihnachtsleuchter, zur Lichtkrone und endlich zur — mehr oder minder mit Grünzweigen geschmückten — Lichtergamade.“ (O. Vaußer.) Erst in den beiden letzten Jahrhunderten haben sich die beiden Entwicklungslinien so miteinander verschmolzen, daß der Weihnachtsbaum sich in ganz Deutschland durchsetzte. Die christlichen Kirchen haben sich gegen die aufkommende Sitte des Weihnachtsbaumes lange ablehnend verhalten, und erst im 18. Jahrhundert ist auch in dieser Beziehung ein Wandel eingetreten. Die Voraussetzung hierzu war offenbar dadurch gegeben, daß man im christlichen Volke allmählich begann, den Weihnachtsbaum gedanklich zu der Geschichte von Christi Geburt in Beziehung zu bringen. Man verknüpfte den Weihnachtsbaum symbolisch mit dem Lebensbaum im Paradiese, das durch Christi Geburt den Menschen wieder erschlossen wurde. Es wurde ferner bräuchlich, die Ausstattung des Weihnachtsbaumes durch Engel mit Spruchbändern und einen großen Stern auf der Spitze in bewusster Anlehnung an den Stern von Bethlehem in der Ausstattung zu verchristlichen. Indem so die Kirche die Aufnahme des in der deutschen Familie entstandenen Weihnachtsbaumes nach und nach mit sich brachte, gelang es ihr, die uralten Verbindungslinien zum Jüdischen und seinem Abwehrzauber in Beseitigung. Aber gerade dadurch, daß die Kirche das Brauchtum des Weihnachtsbaumes seines dämonischen Hintergrundes entkleidete und einen neuen, dem ganzen Volke in seiner Christlichkeit faßbaren Nährboden gab, konnte es sich über alle deutschen Lande bis in das letzte Tal und die letzte Hütte verbreiten.

Daß das jeweils höchste Fest einer bestimmten Jahreszeit die Tendenz hat, allen Brauch an sich zu ziehen, auch wenn er ursprünglich anderen Tagen anhaftete, das ist von der wissenschaftlichen Volkskunde längst als ein allgemeines Gesetz festgestellt worden. Und daß das christliche Weihnachtsfest gerade bei den Deutschen so viel Brauchtum auf sich vereinigte und insbesondere die Ausbildung des Weihnachtsbaumes bewirkte, das verläßt sich so, nicht weil sie bewußt das überkommene Brauchtum aus seinen vor- und außerchristlichen Zusammenhängen gelöst hätte, sondern darum, weil die verwandelnde Kraft des Christenglaubens eine Kraft der Selbshaltung ist, die nichts von dem verwirft, was im Glauben der Väter echt ist. Freilich ist manches von dem Brauchtum, das die christlichen Feste an sich gezogen haben, von nicht eben sehr erhellenden Theologen oft als Magie, als heidnische Mißbräutigungen gehalten und sogar zeitweise von Staat und Kirche bekämpft worden. Das Wort „Aberglaube“ hat schneidertia die schönsten und sinnvollsten Bräuche verächtlich gemacht, so daß sie vor der aufklärerischen Weisheit sich schämten, sich verbrochen oder gar auflösen. Aber in Wahrheit hat das Volk ein seines Gefühl für das, was wirklich als Rechtgewächs das helle Tageslicht zu scheuen hat. Es weiß, was sündig ist und macht und der lichten Gottesverehrung widerspricht. Wesentlich verschieden von diesem Rechtgewächs, das sich auch tatsächlich meist scheut, an den lichten Tag zu kommen, und Winkel und Tümmelung sucht, ist der wirkliche religiöse Volksbrauch, der sich durchaus unbefangenen zwischen den wesenhaft christlichen Festen und Glaubensregeln bewegt, nur selten noch im Gegensatz zu ihnen. Wenn man weiß, daß der ursprüngliche Mensch aller Zeiten aus eingeborenem Drang in einer Fülle von Bräuchen die dämonischen Gewalten zu bannen und seine Ehrfurcht und Dankbarkeit gegen die freundlichen Götter und Spender aller Fruchtbarkeit auszudrücken suchte, ist es ganz selbstverständlich, daß solche Bräuche auch im Christentum noch weiterleben konnten und durften, da seine Lehre ja dämonische Mächte anerkennt und Gott, nicht eine blinde Natur, als Spender alles Lebens glaubt. Die Kirche hat darum das dem eigenen Geist verwandte, nicht so fast einem bestimmten Heidentum eigentümliche, sondern aus der Formkraft primärer Ehrfurcht erwachsene Brauchtum weitergepflegt. Es entspringt nicht einem Heidentum, sondern dem Menschentum. Nur die Formen kommen und werden mit dem neuen und höheren Glauben andere und reiner. Insofern war das Christentum schöpferisch, und es ist unrichtig, den Vorgang so darzustellen, als habe es im wesentlichen nur übernommen und wenig umgebaut.“ Was Peter Dörfler in diesen Worten allgemein vom Brauchtum sagt, gilt besonders von der Weihnachtszeit, so wie sie von dem christlichen deutschen Volke begangen wurde.

Die christliche Kirche, die in den einzelnen Völkern sich so innig einwurzelte, daß deren unterschiedliches Brauchtum sich organisch mit den Festen verband, die sie als Kirche auf der ganzen Welt feiert, hat sich deswegen von beiden Seiten die entgegengesetzten Vorwürfe machen lassen müssen. Die einen nehmen es ihr übel, daß sie Volksbrauch übernommen hat, die

Hochwasser in Rom

Die tagelangen, teilweise noch andauernden Niederschläge der beiden letzten Wochen haben in Mittel- und Südtal eine große Ueberschwemmung hervorgerufen. Der Tiber stieg täglich fast um einen Meter.

(Presse: Hoffmann, Zander-W.)



Weißer brach ein Dachentwässerung und erfolgte in Teil des

ber neuen Woche den Papieren bestand Leipziger

menswerten egen. Hugo 1. Resibengogent höher. it minus 1. us 1. Thä

Wetter- nach ver- nst mohl- peraturen

it: Reich- n Halle — Schneeglätte, Reichstagen etc., Stragen